

# I love you, Martha Argerich!

Beim Luzerner Klavierfestival trafen jetzt wieder die jungen Talente auf die Legenden dieses Wunderinstruments. Und halfen einander am Ende gegenseitig.

Von Albrecht Selge



Eine der kuriossten Attraktionen in Luzern ist der „Gletschergarten“. Er liegt gleich links vom bekannten Löwendenkmal, jenem 1821 in die Felswand modellierten Relief, das an getötete helvetische Söldner Ludwigs XVI. erinnern sollte – in Sandstein gemeißelter Appell zur Unterlassung von solchem Revolutionskäse, auch und gerade in der orientlichen Schweiz. Ein halbes Jahrhundert später (zufällig in demselben Jahr,

als dem sterbenden Löwen eine weich gewordene Pranke abbrach) wurden neben dem Denkmal faszinierende Gletschertöpfe im Boden entdeckt, schachtartige Ausspülungen des Gesteins durch schmelzendes Eiswasser. Der Bauherr, der hier eigentlich nur einen Weinkeller hatte anlegen wollen, schwenkte um und legte eine lukrative Ausstellung an, die mehr ist als nur die Präsentation eines Naturdenkmals. Wissenschaftsglaube und exotische Phantasie

Die letzte Zugabe von Luzern: Die große Pianistin Martha Argerich spielt sechshändig Rachmaninow mit zwei ihrer Enkel. Foto Philipp Schmidli

vereinigen sich zu einem romantischen Garten des 19. Jahrhunderts, inklusive Alhambra-inspirierten Spiegellabyrinths. Neuer ist die halb populärgeologische, halb esoterische Felsenwelt, wo man einige Dutzend Meter Gestein und Jahrmillionen Erdgeschichte durchschlendert, um schließlich zu sphärischen Klängen und Felswassergeräuschen bei der auf Stein projizierten Sentez zu landen: „Die Gegenwart ist der Mittelpunkt der Zeit“.

Wer Musik liebt, wird dem enthusiastisch zustimmen. Denn Musik ist die reinste Form der Gegenwart, als physisch flüchtigste der Künste, in der wir uns spielend oder hörend im absoluten Moment befinden – und jedes Ereignis sogleich wieder vorüber ist. Franz Liszts Klaviermusik nun, die einen Schwerpunkt des in diesem Jahr zum dritten Mal veranstalteten Luzerner Festivals „Le Piano Symphonique“ bildete, kommt mir selbst wie ein romantischer Garten vor, in dem archaische Gletscher gleich neben verwirrenden Irrlabirynthen liegen. Sauschwer zu spielen ist sie außerdem, schon mancher Tastenvirtuose ist daran gescheitert.

Eine Gefahr, die beim Luzerner Klavierfestival nicht besteht, derart gletschersicher ist das technische Niveau auch schon sehr junger Musiker. Das Leistungssportniveau der Pianistik im 21. Jahrhundert ist generell so hoch, dass man bei alten Aufnahmen selbst mancher großen Klaviermeister gelegentlich verblüfft ist über – nach heutigen Maßstäben – technische Unzulänglichkeiten. Um im nächsten Moment zu denken: Aber Musik haben sie gemacht, diese Alten – und sich gelegentlich still zu fragen: Machen die denn auch noch Musik, diese perfekten Jungen?

Auch das kann man in Luzern großteils bejahen. Das gilt selbst und gerade für einen atemberaubenden Sonderfall wie den chinesischstämmigen US-Amerikaner Kit Armstrong, 1992 geboren, den man bei allem Vorbehalt gegen diesen Lieblingsbegriff vergangener Jahrhunderte kaum anders als „Genie“ nennen kann. Und das, obwohl er mit freundlichem Lächeln kryptische Sätze sagt wie: „Leider bin ich weder Kind noch Künstler.“

Aber auch wenn Armstrong findet, das „Reproduzieren von Partituren“ sei keine Kunst: Seine Wiedergabe von Franz Liszts „12 Études d'exécution transcendante“, eines einschüchternden Hochgebirgswerks der Klavierliteratur, ist nicht nur von atemberaubender Fingerfertigkeit, sondern auch so lebendig, wie es nur geht. Da gibt es auch im heftigsten Forte noch dynamische Abstufungen, die man eigentlich für unmöglich hält. Und inmitten der grotesken Artistik etwa der „Mazepa“-Étude in d-Moll, bei der Liszt einen als Hörer geradezu physisch attackiert, blüht stets unerhörte Farbigkeit. Welche gewaltigen Empfindungen sich aus dem verhaltenen Beginn der Étude „Harmonies du soir“ aufürmen, wird ebenso zum Natur- und Seelenerlebnis wie das Tonflockentreiben der finalen „Chasse-neige“-Étude.

Wenn nun Kit Armstrong, der nach eigener Aussage „von Haus aus kein Musiker, sondern Wissenschaftler“ ist, in einem eigenen Institut in Taiwan konkret zu den Möglichkeiten Künstlicher Intelligenz forscht, muss man seine Absicht wörtlich nehmen: mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln herauszufinden, was menschliches Musizieren ausmacht.

Nicht im Entferntesten geht es darum, den Menschen zu ersetzen, wie manch einer argwöhnt.

Das Klavierfestival „Le Piano Symphonique“ hat außer dem Ort nichts mit dem berühmten Lucerne Festival zu tun, sondern wird vom Luzerner Sinfonieorchester veranstaltet – das wiederum nicht zu verwechseln ist mit dem von Claudio Abbado ins Leben gerufenen Lucerne Festival Orchestra. Kurios wirkt es, dass ein Sinfonieorchester ausgerechnet ein Klavierfestival veranstaltet. Aber der Name „Le Piano Symphonique“ verweist auf die orchestrale Dimension des Wunderinstruments – ein Flügel sei ja nicht ein Instrument, so hat einst schon Anton Rubinstein gesagt, sondern hundert.

Das gastgebende Orchester tritt aber mit seinem grundsoliden Chefdirigenten Michael Sanderling auch selbst auf, etwa als aufmerksamer Partner des 19-jährigen israelischen Pianisten Yoav Levanon in Liszts beiden Klavierkonzerten, seinem „Totentanz“ sowie der Uraufführung einer wüsten „Hexensabbat“-Liszterei von Marc-André Hamelin, außerdem mit Elisabeth Leonskaja in Griegs Klavierkonzert.

Leonskaja ist eine jener drei gern „Grande Dames“ genannten Pianistinnen um die achtzig, die dem Festival internationalen Glanz verleihen – und ein Gefühl von Dauer über den flüchtigen Moment hinaus. Die Portugiesin Maria João Pires musste ihre Teilnahme leider gesundheitsbedingt absagen. Höchst präsent aber ist Martha Argerich, selbst in den Programmen, in denen sie nicht dabei ist. Als „Pianiste Associée“ ist sie überall gleich unter dem Festivaltitel verzeichnet. Die 1941 geborene Argentinierin ist ein Mythos bereits seit ihrem spektakulären Triumph beim Warschauer Chopinwettbewerb 1965. Legendar sind ihre technische Brillanz, ihr Temperament und Eigensinn, legendar ist auch ihre Scheu vor der Öffentlichkeit und vor der Einsamkeit der Bühne, weswegen sie seit Jahren keine Solo-Rezitals mehr gibt, sondern nur noch gemeinsam mit musikalischen Partnern auftritt.

Aber das Luzerner „Piano Symphonique“ ist kein Argerich-Festival. Es ist zugleich eine Feier der Jungen. Da ist nicht nur der erwähnte Kit Armstrong, der auch mit Liszts maßsparendem Orgelstück „Fantasie und Fuge über den Choral „Ad nos, ad salutarem undam““ dabei ist, der epischen Verarbeitung einer Melodie aus der Oper „Le Prophète“ von Giacomo Meyerbeer, den der bössartige Judenhasser Wagner aus der Musikgeschichte mobben wollte. Auch der junge Yoav Levanon kennt technisch keine Hüden. Sein exaltiertes Auftreten aber gefällt nicht allen Hörern, etwa wenn Levanon dem gesetzten Luzerner Publikum mit ausgebreiteten Armen „I love you!“ entgegenjohlt. Aber wer wollte einem Noch-Teenager von so außerordentlichen Fähigkeiten eine Miregört-die-Welt-Attitüde ernsthaft übelnehmen? Zumal sich hinter demonstrativer Breitbeinigkeit auch Unsicherheit, ja Angst verbergen mag. Emotionen also, die in Zukunft noch einiges zur so gern mal vermissen „Tiefe“ der Interpretation beitragen mögen.

Abgesehen davon gehört es zu den Absurditäten unserer Gesellschaft, wenn jungen Künstlern „fehlende Lebenserfahrung“ vorgehalten wird. Auch der französischen Wunderjünglichen Arielle Beck, die in Luzern an ihrem fünfzehnten

Geburtstag in geschütztem kleinen Rahmen Schumann und Mendelssohn spielt, mangelt es nicht an Ausdruck. Höchstens an der Gelassenheit, das Lächeln, das in ihrem Klavierspiel wunderbar zu hören ist, auch ihrem Gesicht zu erlauben. Wenn sie das irgendwann möchte.

Arielle Beck ist also fünfzehn Jahre, im durchschnittlichen Alter jener 140 Kinder und Jugendlichen der Luzerner Musikschule, die bei einem turbulenten Nachmittagstermin an zwanzig Klavier-Hits von „Frère Jacques“ bis „West Side Story“ darbieten. Diese entzückende Festivalpräsenz ist nicht nur eine Verbeugung vor der Institution Musikschule, ohne die unser ganzes musikalisches Leben mit all seinen Höhenflügen einpacken könnte, es zeigt auch das Bemühen des privat finanzierten „Le Piano Symphonique“-Festivals, nicht nur mit den Klavierstars von heute und morgen unter sich zu bleiben, sondern sich in die Breite der Stadtgesellschaft zu vernetzen.

Einige Durchhänger hatte das Festival trotzdem. Etwa Matthias Goernes Vortrag von Schuberts „Winterreise“, dessen sichtbare Intensität sich akustisch dem Publikum nicht vermittelte – so, wie überhaupt der zweite Festivalschwerpunkt, Franz Schubert, nicht so viel Eindruck machte wie der Akzent auf Liszt. Lieber also weitere packende pianistische Erlebnisse aufzählen: etwa den Briten Benjamin Grosvenor, der zu den stärksten Pianisten der Gegenwart überhaupt gehören dürfte, oder Jean-Yves Thibaudet, der mit seinen wehenden Vivienne-Westwood-Frackschößen mittlerweile etwas von einem in die Jahre kommenden Dandys hat, aber musikalisch – wie seine vollendeten Debussy-„Préludes“ zeigen – auf der Höhe seines Könnens steht.

Im lebhaft pulsierenden, vierhändigen Zusammenspiel mit Argerich in Debussys „Petite suite“ ist dann auch Thibaudet, obwohl gleichrangiger Partner, wieder ganz seliger Junge. Tatsächlich legt sich das einzigartige Martha-Argerich-Leuchten auf das Festival – ohne den Reichtum des Ganzen zu überdecken. Sie ist auch in Luzern immer wieder vierhändig zu erleben: mit dem Venezolaner Sergio Tiempo in Ravel's „La Valse“, diesem permanenten Abgrund, der uns als Lust und Schreck in die Glieder fährt. Ebenso in der Klavierfassung von Prokofjews „Symphonie classique“ mit der präzisen Japanerin Akane Sakai, Argerichs Vertrauter, die beim Auftritt mit Thibaudet noch als erstrangige Umblätlerin fungiert hatte.

Erst denkt man, den emotionalen Höhepunkt des Festivals schon erlebt zu haben, bei einem von Martha Argerichs so raren Soloauftritten, diesmal mit der 2. Partita c-Moll von Bach: zwanzig dicke Minuten erlesener Anschlagskunst, in denen sich tatsächlich jeder Moment der Gegenwart, dieses Mittelpunkts der Zeit, ins niemals Endende zu weiten scheint.

Aber dann, ganz am Ende, folgt noch die letzte Zugabe des Festivals. Nachdem der tückische Schemel – Running Gag des Festivals – zurechtgerückt ist, spielt Martha Argerich die Romanze A-Dur von Rachmaninow zu sechs Händen mit zwei schlaksigen Enkeln im Jugendalter, rechts und links von ihr, ihren Großkindern, wie der Schweizer sagt. Diesmal ist Argerichs rechte Hand die sorgsame Umblätlerin. Mucksmäuschenstill ist es jetzt im Saal, und dem glücklich erschöpften Hörer, der neben meinem Nachbarn sitzt, kommen die Tränen.



F. A. Z. - Vorteilswelt  
Exklusiv für Abonnenten

## Britische Hochkultur im Taunus

Wir verlosen 7 x 2 Tickets für unser English Afternoon Tea am 19. Februar 2024 im Schlosshotel Kronberg

English Afternoon Tea in der Kaiserin im Schlosshotel Kronberg

Ein Hoch auf die Tradition: Der berühmte Afternoon Tea ist seit jeher ein fester Bestandteil des britischen Angebots im Schlosshotel Kronberg. Kein Wunder, wurde das Fünf-Sterne-Hotel einst als Witwensitz für Victoria, die Tochter von Queen Victoria und Mutter des deutschen Kaisers Wilhelm II., eingerichtet. Im viktorianischen Zeitalter galt der nachmittägliche Afternoon Tea als Treffpunkt der High Society. In diesem Jahr präsentiert sich die spektakuläre Neuerung: Der English Afternoon Tea findet nicht mehr wie gewohnt in der Kaiserin statt, sondern in der Öffentlichkeit zugänglichen Kaiserin.



SCHLOSSHOTEL  
KRONBERG  
In Kooperation mit

\* Sie sind noch nicht freigegeben. Alle Informationen, die Sie für den Gewinn benötigen, Teilnahmeschluss des Gewinnspiels ist der 6. Februar 2024. Die Gewinnverteilung erfolgt am 19. Februar 2024. Die Teilnahme ist ausschließlich für die Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeinen Zeitung GmbH und deren Angehörige, die in der Gewinnverteilung teilnehmen, aber nicht gewinnberechtigt. Kein Gewinn bei Teilnahme. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.